

Sebastian
Schoepp

»SEHT ZU, WIE IHR ZURECHT- KOMMT«

Was die
Kriegsgeneration in uns
hinterlässt



WESSEND

Mit einem Vorwort
von Heribert Prantl

W E S  E N D

SEBASTIAN SCHOEPP

Seht zu, wie ihr zurechtkommt

Was die Kriegsgeneration
in uns hinterlässt

Mit einem Vorwort von Heribert Prantl

W E S  E N D

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-917-1

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2023

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vom Russlandfeldzug bis ins Pflegeheim | |
| Vorwort von Heribert Prantl | 7 |
| Hiergeblieben | |
| Der Anfang vom Ende | 14 |
| Das große Verdrängen | |
| Wie das Alter über den Alltag kommt | 21 |
| Abwärts | |
| Odyssee durchs Gesundheitssystem | 42 |
| Die Unfähigkeit zu reden | |
| Vater und der Krieg | 78 |
| Letzte Entscheidungen | |
| Im Heim und daheim | 99 |
| Sieh zu, wie du zurechtkommst | |
| Das Leben meiner Mutter | 140 |
| Das Haus in Berlin | |
| Geschichte eines Verlusts | 183 |

| | |
|--|-----|
| Warte nur! Balde ruhest du auch | |
| Über das Sterben | 218 |
| Wir Kriegskinder | |
| Abschied von einer Generation | 254 |
| Dank an | 305 |
| Literatur | 306 |
| Anmerkungen | 310 |

Vom Russlandfeldzug bis ins Pflegeheim

Eine Zeitreise ins Leben der Eltern

Vorwort von Heribert Prantl

Dieses Buch ist zartbitter; es ist ein fesselndes, ein verstörendes Buch. Es ist eine Lebensgeschichte, es ist die Familiengeschichte des Kollegen Sebastian Schoepp, Jahrgang 1964, der als außenpolitischer Redakteur bei meiner, bei der *Süddeutschen Zeitung* arbeitete, bei der Zeitung also, bei der ich lange Jahre Ressortleiter der Innenpolitik war. Eigentlich mag ich ja die Geschichten nicht, durch die sich von vorn bis hinten das Ich des Autors zieht, ich mag die Ego-Reportagen und die Ego-Bücher nicht; ich mag es nicht, wenn man seine Eltern und die Erlebnisse, die man mit ihnen gehabt hat, wenn man ihre Schwächen und Fehler ans Licht zerrt und seine Eltern zum Exempel, zum vermeintlichen Prototyp ihrer Generation und damit zum Forschungsobjekt macht; sie können sich gegen diese Art von Ausbeutung ja nicht mehr wehren.

Neuerdings greifen literarische Bücher noch weiter zurück, in die Großeltern-Generation, und erregen viel Aufsehen mit intimen Einblicken in alte Familiengeschichte. Alex Schuman, der schwedische Bestsellerautor, tischt in seinem Buch »Verbrenn all meine Briefe« eine Dreiecksgeschichte auf zwischen seiner Großmutter Karin, ihrem Ehemann und dem Schriftsteller Sven Stolpe. Er reist an deren Orte der Vergangenheit, sucht und findet in akribischer Kleinarbeit Briefe und Tagebucheinträge, aus denen sich ihm langsam die spannende

und herzergreifende und zugleich grausame und gewalttätige Geschichte der drei zeitlebens aufeinander geworfenen Menschen erschließt, die sich gegenseitig so unglücklich machten und doch nie voneinander lassen konnten. Bei der Lektüre habe ich mich gefragt: Werden hier Grenzen überschritten, wenn der Enkel die intimsten Augenblicke und Aufzeichnungen der verstorbenen Großeltern den Augen der Öffentlichkeit vorlegt? Ich habe und hatte da ein Unbehagen und die grundsätzliche Frage: Darf man das?

Bei Sebastian Schoepp habe ich dieses Unbehagen nicht. Er schreibt so spannend und so packend wie Schuman, aber ohne auch nur einen Hauch von unbehaglichem Voyeurismus. Deshalb liebe ich dieses Buch von Schoepp. Es ist ein ehrliches, radikales und doch versöhnliches Buch. Es handelt vom Abschied von der Kriegsgeneration, einem Abschied, der in Alters- und Pflegeheimen vollzogen wird und bei dem die Odyssee durchs Gesundheitssystem zum Alltag gehört. Sebastian Schoepp hat diese deutsche Odyssee mitgemacht – er hat auf den schönen Korrespondenten-Posten in Buenos Aires, der ihm soeben winkte, verzichtet, ist nicht nach Lateinamerika gegangen und hat sich stattdessen der Pflege der Eltern gewidmet.

Schoepp ist vom Jahrgang her ein Kriegsenkel, von der Familiengeschichte her ein Kriegskind. Der Vater, Jahrgang 1923, hatte als Soldat an der Ostfront gekämpft, die Mutter, zwei Jahre jünger, hatte die Bombennächte in Berlin durchgemacht. Welche traumatischen Erlebnisse sie davongetragen haben mochten, so schreibt Schoepp am Anfang des Buches, »konnte ich nur erahnen«. In seiner Familie regierte ein zähes Schweigen über die Vergangenheit. »Wärste mal in der Kriegsgefangenschaft gewesen, dann würdeste jetzt nicht so ein Theater machen.« So pflegte Vater Schoepp Mittagessensgespräche zu beginnen. Irgendwann keilte der Sohn zurück: »Das klingt, als würdest du mir wünschen, auch in einem Lager gewesen zu

sein.« Die Eltern reagierten konsterniert. Wie kam der Junge auf so was? Aber danach war erst einmal Schluss mit der Debatte. Und heute fragt sich Sebastian Schoepp: Hatte er selbst seinen Vater zum Schweigen gebracht? Wie viel Mitverantwortung »tragen wir Kriegskinder an der Sprachlosigkeit der Eltern«? Und er gibt selbst die Antwort: »Eine ganze Menge.« Und daran liege es vielleicht, »dass keine wirkliche Erinnerungskultur an die deutsche Nachkriegsgeschichte existiert, an Flucht, Vertreibung, Gefangenschaft, Vergewaltigungen«. Es sind solche Gedanken, Schoepps Nachdenklichkeiten, für die man sein Buch hoch schätzt.

»Er kann nicht gut lügen, weil er nicht gut erzählen kann. Er kann nur gut verschweigen« – so heißt es bei Uwe Timm in seiner Novelle über »Die Entdeckung der Currywurst«. Sie handelt davon, wie ein Mann nach Hamburg fährt, in die Stadt seiner Kindheit und dort immer wieder Frau Brückner im Altenheim besucht; von der ehemaligen Besitzerin einer Imbissbude lässt er sich die letzten Kriegstage erzählen ... Im Buch von Sebastian Schoepp erzählt nicht der Vater dem Sohn von seinen Erlebnissen in sowjetischer Kriegsgefangenschaft bis 1949. Der Sohn selbst beginnt zu lesen und nachzuforschen in Briefen und Unterlagen vom Wehrmachtsarchiv. Es ist der erste Heiligabend nach dem Tod der Eltern, an dem der Sohn vor dem Bullerofen mit den Buchenscheiten im elterlichen Häuschen zu recherchieren beginnt und herausbekommt, dass der Vater im »Lager No. 7850« seinen Platz in der Lagerverwaltung hatte, einem Apparat aus Gefangenenselbstverwaltung und Kollaboration. Es war dies ein Außenlager von Krasnogorsk, ein paar Kilometer westlich von Leningrad. Dort wurde der Vater am 26. Juli 1949 entlassen und in einen Zug nach Westen gesetzt.

Vaters Interesse am Sowjetsystem hat Sebastian Schoepp nicht weltanschaulich schockiert. Der Marxismus, so bekennt er, »scheint mir trotz aller Irrtümer und Pervertierungen derer,

die ihn missbraucht haben, noch immer die tolerierbarere Weltanschauung im Vergleich zu Faschismus oder gar Nationalsozialismus zu sein«. »Ein Bekenntnis meines Vaters zu Hitler in seinen früheren Feldpostbriefen«, so Schoepp, »hätte mich mehr schockiert.« Man folgt Schoepp mit steigendem und gespanntem Interesse auf seiner Zeitreise ins Leben seiner Eltern, vom Russlandfeldzug bis ins Pflegeheim – und auf seinen Überlegungen dazu, wie man selbst von seinen Eltern geprägt wird. Es ist kein rührseliges Buch, aber ein anrührendes, ein kritisches, aber kein böses Buch. Es ist ein wunderbares Buch. Es ist eine kleine, eine große 320-Seiten lange Kostbarkeit.

»The past is never dead. It's not even past.«

William Faulkner

Hiergeblieben

Der Anfang vom Ende

»Man ist doch ein bisschen mitgenommen.«

Lothar Schoepp, Feldpostbrief vom
18. Februar 1944, Drohobycz, Ukraine

Buenos Aires ist eine schöne, aufregende Stadt – dort Korrespondent einer großen deutschen Tageszeitung zu sein, ist ein Journalistentraum, vor allem wenn man intensiv darauf hingearbeitet hat. Ich war viele Jahre in der Redaktion Außenpolitik für den iberoamerikanischen Raum zuständig, hatte von München aus die Korrespondenten in Lateinamerika und auf der Iberischen Halbinsel betreut und selbst die eine oder andere Dienstreise dorthin unternommen. Nun stand ich selbst vor dem großen Sprung. Auch privat schien alles über den Atlantik zu deuten. Ich war liiert mit einer Spanierin, einer passionierten Hobbytango tänzerin, die darauf brannte, in den Salons der argentinischen Hauptstadt ihre »Ochos«, »Cruzadas« und sonstige Drehungen zu perfektionieren.

Dass ich mich, kurz bevor dieser Traum wahr wurde, dann doch für München-Neuperlach entschied, hatte zwei Gründe: meine Mutter und meinen Vater.

Um es vorwegzusagen, es war keine schwere Entscheidung; es war die einzig mögliche.

Mein Arbeitgeber wartete gerade auf meine Zusage für Südamerika, als mich am Schreibtisch in der Redaktion ein Anruf der Nachbarin meiner Eltern erreichte. Mutter sei »umgekippt«.

Das war ihr in ihrem hohen Alter schon öfter passiert, aber immer glimpflich ausgegangen. Mal war sie im Garten gestürzt

infolge einer Kreislaufschwankung und hatte sich den Arm gebrochen, mal rammte sie zerstreut ein parkendes Auto und musste danach eine Halskrause tragen. Sehr unangenehm, aber beherrschbar.

Was war jetzt los?

Ich fuhr durch Schnee und Eis zur Kreisklinik in der Kleinstadt östlich Münchens, in der meine Eltern lebten. Es dämmerte, die Straßen waren in ein kaltes, blaues Februarlicht gehüllt, es sah schon draußen aus wie in einem Operationsraum. Als ich ankam, fragte ich an der Pforte, wo Mutter liege. »Intensivstation«, lautete die Auskunft.

Man musste eine Art Schleuse passieren, die die Station von der septischen Außenwelt abschirmte. Dahinter ein nüchternes Wartezimmer. Dort lag eine Frauenzeitschrift aus. »Warum Fetischlokale immer beliebter werden«, lautete die Überschrift der Titelgeschichte.

Was hatte ich erwartet? Die Bibel?

Nach einer guten halben Stunde trabte ein Arzt herein. Er atmete schnell, der Schweiß rann ihm über das Gesicht. »Wir haben gerade mehrere Notfälle hereinbekommen«, sagte er. Man hörte Getrappel auf dem Flur, im Laufschrift wurden Tragen vorbeigeschoben. Ein schwerer Verkehrsunfall.

Zwischendurch hatte der Doktor Zeit gehabt, sich um Mutter zu kümmern.

»Sie hat ein Aneurysma«, sagte der Arzt, »wissen Sie, was das ist?«

»Ich habe eine vage Ahnung.«

»Ihr ist eine Schlagader in der Nähe des Herzens geplatzt, wie ein poröser Schlauch«, sagte der Arzt. »Das kann nicht so bleiben.«

Das klang einleuchtend.

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Wir verlegen sie nach Bogenhausen, dort wird sie operiert, noch heute Nacht«, sagte der Arzt und verschwand in Richtung der Unfallopfer.